

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 22 (1918)

Artikel: Riga und die Düna im Spiegel der lettischen Volksdichtung
Autor: Wetzosol, Julius
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572275>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Riga und die Düna im Spiegel der lettischen Volksdichtung.

Nachdruck verboten.

1. Das lettische Volkslied.

Ist die Eigenart der Letten im Mahlstrom der Geschichte nicht aufgerieben worden, so hat das dieses Volk vor allem dem überaus großen Reichtum seiner Volkspoesie sowie seiner Liebe zur Dichtung überhaupt zu verdanken. Geographisch lebten doch die Letten zwischen zwei mächtigen Rassen: den Russen und den Deutschen. Nach der Eroberung Livlands und Kurlands durch die Ordensritter im dreizehnten Jahrhundert wurden die Letten politisch und wirtschaftlich allmählich entrechtet, einer höheren Kulturentwicklung beraubt. Erst unter der schwedischen Herrschaft vermochten sie das ganze siebzehnte Jahrhundert hindurch kulturell freier aufzuatmen und eine umfangreiche Literatur, allerdings religiösen Charakters, zu entfalten. Im achtzehnten und im neunzehnten Jahrhundert mußten sie einer zähen Germanisierung standhalten, seit 1882 fingen die Versuche der Russifizierung an. Die Verschmelzung mit einigen ugrisch-finnischen Stämmen trug das ihrige bei.

Die Spuren der Nachbarsprachen sind deshalb auch in dieser dem Sanskrit sehr verwandten Sprache häufig nachweisbar, was sie aber in der Form gefügiger gemacht und den Wortschatz bereichert hat. Trotzdem hat das lettische Volkslied die ältesten Formen bewahrt, die aus der neuern Schriftsprache längst entschwunden sind. Ebenfalls hat das Lied die wechselnde Betonung der Wörter beibehalten, die im neuern Lettisch auf der ersten Silbe liegt. Dagegen auf den Inhalt und die Denkweise der Volkslieder haben die fremden Einflüsse weniger nachhaltig gewirkt. Schon der Einfluß der christlichen Religion auf die lettische Volkspoesie ist auffallend gering.

Es scheint, je mehr dieses Volk von einer internationalen geistigen Kultur zurückgehalten wurde, desto mehr schätzte es sein geschichtliches Besitztum. Das Volkslied stillte seinen poetischen, musikalischen Hunger, das Märchen und die Sage ließen seiner epischen Phantasie freien Lauf, ließen es ethische Maximen ausarbeiten,

Welträtsel erklären, das kurze Sprichwort ersetzte philosophische Abhandlungen, und das Rätsel spitzte den Scharfsinn. Daran erklärt sich die große Zahl der lettischen Volkslieder: über 30,000 selbständige Lieder mit über 218,000 Varianten¹⁾. Es gibt rund 7200 Volksmärchen und Sagen, über 2000 Sprichwörter, auch 2000 alte Volksmelodien kommen nicht minder in Betracht.

Es gibt keinen Dichternamen dieser Dichtung, sie ist durchaus eine Kollektivarbeit der Landbevölkerung. Die Lettin, aber auch der Lette sangen bei der Arbeit²⁾, früh am Morgen, spät am Abend, in der Nacht sogar, beim Spinnen im Winter beim Spanlicht, oder im Sommer, wenn junge Burschen ihre Pferde auf die Weide weit vom Wohnorte weg führten und bei den Pferden übernachteten, damit sie nicht gestohlen würden. „Jede Jahreszeit, jede Festlichkeit, jede Arbeit hatte ihre Lieder³⁾. Das Volk betrachtete die Einhaltung des Gesanges als eine hehre Pflicht.“ So ist das Volkslied der Spiegel des Lebens, Wirkens, Glaubens, Fühlens und Denkens der Letten geworden. Deshalb ist es kein Wunder, daß der weitgereiste Ethnologe J. G. Kohl in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts von den Letten folgendes schreibt: „In der Tat möchte jetzt schwerlich ein Volk in Europa zu finden sein, das so sehr den Namen eines Volkes der Dichter, und ein Land, das so sehr den Namen eines Landes der Dichtung verdiente, wie das lettische Völkchen und das Land der Letten“ (Bd. II, S. 119). Wahr ist es, daß der Lette den Gesang und das Lied liebte und schätzte. Selbst das Singen drückt das Lied dichterisch aus, und mit welcher Liebe zum Gesang!

Wiege mich, lieb Mütterlein,
In der Nachtigallen Wiege,
Daß ich auch so singen könnte
Wie die kleine Nachtigall.

¹⁾ „Latvju Dainas“ von Kristijāns Barons gesammelt und von der Petersburger Akademie der Wissenschaften veröffentlicht.

²⁾ Vgl. Karl Bücher, Arbeit und Rhythmus.

³⁾ J. Bludons, Lettische Literaturgeschichte, Mitau, 1908.

Fragt man das Lettenmädchen, woher es das Liedlein habe, das ihm „die Augen feucht mache“, und das Wörtlein, das „so traurig ins Herz klinge“, so antwortet es singend:

Jene Lieder hört ich singen
Von des Flusses anderm Ufer,
Habe sie wie schöne Perlen
In mein' Liederfranz gereiht.

Das Lied hat auch seinen praktischen Zweck:

Lieber Lieder als die Tränen,
Ist mein Leben doch so schwer!
Wird ja nicht mein schweres Leben
Durch das Weinen leichter sein.

Aber das Lied ist nicht immer der Selbstzweck, die junge Lettin will auch gehört werden:

Klinge, schönes Liedchen fein,
Klinge über Birkenwipfel,
Klinge bis zum Waldesrand,
Wo mein Schatz, der Pflüger rodet.

Sie ist stolz auf ihren Pflüger, und wer zählt die Lieder, in denen sie an seinem Los teilnimmt oder ihn hochschätzt!

Pflüger, liebes Brüderlein,
Alles blüht zu deinen Füßen;
Blüten fallen, wo du trittst,
Blankes Silber von den Händen.

Der junge Landmann wählt deshalb die Sängerin zur Frau; denn sie verkörpert zugleich alle guten Sitten, ist dann schön, fleißig, geistesgegenwärtig:

Ich erwählte jenes Mädchen —
Eine große Sängerin:
Rote Backen, blaue Augen —
Und die Sprache sprüht und funktelt!

Die Mehrheit der lettischen Lieder befaßt sich mit der sozialen Lage⁴⁾. Sie sind meist wehmütig ihrem Inhalt und ihrer Melodie nach — ein Zeichen übrigens, daß die Letten ihrer entrechteten politischen Lage stets bewußt waren. Eine Stichprobe davon gewährt ein Lied, das noch heute oft gesungen wird:

Geh' zur Ruhe, liebe Sonne,
Gib uns unsern Feierabend —
Strenge Herren gaben Arbeit,
Gaben keinen Feierabend.

⁴⁾ Der Ethnograph B. Schmidt schreibt folgendes: „In den lettischen Volksliedern finden wir ein reiches Material: in was für Bauten die Letten wohnten, welches Hausgerät und Waffen sie hatten, was sie aßen und tranken, wie sie sich kleideten, welche Haustiere sie hatten, welche Rolle das Pferd spielte, welches Getreide sie säeten, was sie in den Gärten kultivierten, ebenfalls erfahren wir manches über Bienenzucht, Fischerei, die Jagd usw.“

Ein anderes scheint ganz alten Ursprungs zu sein und klingt sehr realistisch:

Weinend hing mein Mütterlein
Meine Wiege an den Balken.
Wie sie es wohl ahnen konnte,
Daß ich Slave werden soll?

Zu diesen gesellen sich die Waisenslieder, die an lyrischer Stimmung das Meiste bieten und noch heute bei jung und alt beliebt sind. Es gibt Autoren, die der Ansicht sind, daß diese Lieder eine tiefe Symbolik enthalten: das lettische Volk selbst sei eine Waise unter der Herrschaft fremder Herren und drücke sein Schicksal in den Liedern bildlich aus. Ich gebe hier eines in der Uebersetzung von Victor von Andrejanoff wieder⁵⁾:

Eilig eilte fort die Sonne,
Ließ mich stehn im Schatten tief —
Ach, kein Mütterlein mehr hab ich,
Das mich in die Sonne führt!
Wart' auf mich, du eil'ge Sonne,
Hör', was ich dir sagen will:
Bringe tausend Abendgrüße
Meinem lieben Mütterlein!
Niedrig steht die Sonn', wie niedrig,
Fern ist's Mütterlein, wie fern!
Nie ereile ich die Sonne,
Nie erruf' ich 's Mütterlein.

Aber der Lette kann auch lustig, ausgelassen, übermütig sein. Er ist ein Freund von Spott und Scherz und pflegt eine beißende Satire. Er ist dabei nicht zimperlich, wie das manches Lied beweist:

Zulchen, ei, was muß ich sehen?
Bist wohl gar ein Kohldieb worden?
Hast zwei Köpfschen Kohl gestohlen
Und am Busen sie verborgen.

(V. v. Andrejanoff)

Vor allen Dingen ist ihm die Faulheit verhaßt. Die höchste Tugend der Landesbevölkerung ist der Fleiß. Dasselbe gilt von der Frau. Deshalb eine Anzahl ähnlicher Lieder, wie dieses hier:

Andre Weiber webten, strickten,
Tat das auch mein eignes Weib?
Meine Frau schlug bloß die Fliegen
An des Hauses Wänden wandelnd.

Die Armut bedrückt und macht oft mißmutig, die Lettenfrau aber kennt ein Mittel dagegen, den Miß:

Männlein, liebes, wohin jehst
Mit den Schätzen unsres Reichtums?
Ein Hemd haben wir am Leibe
Und ein anderes im Waschtrog!

⁵⁾ V. v. Andrejanoff, Lettische Volkslieder und Mythen; Halle, D. Hendel. Die andern Uebersetzungen stammen von dem Verfasser dieser Studie.

Wenn man nur zwei Hemden hat —
im Lande des Flachses! — dann muß es
schon sehr schlimm sein.

Das Lied vermittelt auch ethische Formeln:

Alle sind gut Freund mit mir,
Wenn ich selbst die Gute bin;
Alle sind mir arge Feinde,
Wenn ich bin der Feindschaft Grund.

J. G. Kahl schreibt über die Letten an anderer Stelle: „Jeder Lette ist ein geborener Poet, jeder macht Verse und Lieder, jeder weiß sie zu singen. Das Lied dringt ihnen aus der Kehle wie der Lerche.“ Wenn diese Aeußerung, unter Herders Einfluß, der zuerst das lettische Volkslied hervorhob, auch übertrieben ist und auf die letzte Zeit nicht mehr zutrifft, so ist dennoch eines sicher: Die Letten liebten und pflegten das Volkslied, es war für sie ein Heiligtum, das sie als Erbschaft den späteren Generationen hinterließen, und diese hüteten sie wie das heilige Feuer. Selbst der letzte Wille des Sterbenden war, mit Gesang beerdigt zu werden:

Führt mich mit Gesang zu Grabe,
Nicht mit Weinen und mit Klagen:
Singend zieht dann meine Seele,
Singend ein beim lieben Gott!
(V. v. Andrejanoff)

2. Riga.

Riga, das mit seinen Bauten prangte und mit seinem städtischen Leben im Lande Aufsehen erregte, durfte als des Landes größte Stadt dem empfindsamen Gemüt des Letten, folglich auch dem Volksliede nicht entgehen. Die Kinder der Natur hatten dort nicht wenig zu bewundern. Es war auch die Pulsader des wirtschaftlichen Lebens von Lettland. Von allen Gauen Livlands kamen die lettischen Bauern mit ihren Landesprodukten nach Riga.

Blüh', mein Flachsfeld blau, und woge
Wie ein schönes blaues Meer;
Rigas Herr'n mit hohen Mützen
Warten sehnsuchtsvoll auf dich.

Auch die Riga-Fahrt selbst fehlt nicht im Volksliede. Diese Fahrt war ja ein großes Ereignis im Landleben: man kam sogar von über hundert Kilometer Umgebung her, mit schwerbeladenen Wagen. Auf den schlechten Landstraßen nahm die Fahrt einige Tage in Anspruch.

Wenn mein Roß in Riga wiehert,
Wiederhallt's im Liven-Land,
Mein Herzliebchen freut sich dann:
„Riga-Fahrer kommen heim!“

Wart' nicht meiner heute abend,
Wart' auf mich erst morgen nacht,
Schütte Hafer in die Krippe,
Deck' das Bett mit weißem Lafen.

Was der Landmann in Riga gesehen hat, besingt er im Lied: die hohen Türme, die Herren Rigas, bewundert das Schloß, daß es kein Strohdach habe. Er fragt nach dem Ursprung Rigas und wer der eigentliche Erbauer sei. Und in der Antwort kommt ein stolzes nationales Selbstbewußtsein zum Ausdruck.

Riga, Riga, schönes Riga,
Wer hat dich so schön erbaut?
Lettenvolkes Müß' und Arbeit,
Seiner Köhlein fester Schritt.

Das Bauernmädchen prahlt, daß seine Truhe mit goldenem Deckel in Riga geschmiedet werde, wobei der „Vatersbruder“ und der „Muttersbruder“ an der Arbeit lebhaft teilnehmen, was ja in der Tat vorkam, daß nähere Verwandte in Riga ein Handwerk ausübten. Mitunter gibt es Lieder rein lyrischen Inhalts:

Nachtigall, o singe, singe,
Auf dem Turm von Rigas Schloß;
Wirst du dort so schön nicht singen,
Wirst des Sperbers Beute sein! usw.

Was die lettische Sage anbelangt, so hat fast jeder Hügel, Fluß und See, jede alte Burgruine eine Geschichte im Volksmunde. Die Sagen über Riga⁶⁾ sind nicht die dichterisch schönsten, sie sind umso typischer.

In einer Riga-Sage ist das Motiv des versunkenen Herrschers verwendet worden, ebenfalls die Zahl von hundert Jahren. Die Sage lautet:

Eine ehemalige Herrscherin (valdniece) von Riga war eine Hexe. Als einst die Feinde Riga belagerten, verzauberte die Hexe alle feindlichen Kugeln, die daraufhin zurückprallten. Die Tochter der Hexe war gegen die schwarzen Künste ihrer Mutter, sie verriet dem Feinde das Geheimnis und erzählte, daß ihre Mutter nur mit einer silbernen Kugel zu erschießen sei. Ein Soldat erschloß dann die Hexe, aber die Herrscherin

⁶⁾ Eine Legende erzählt, daß ein fremder Seefahrer, um sein Schiff auszuladen, soviel Land von einem Bauern verlangt habe, wie er mit einem Ochsenfell bedecken könnte; er habe das Fell in Riemchen geschnitten und ein großes Stück Land umspannt und darauf sei Riga gegründet worden. Bekanntlich kommt dies Motiv auch bei anderen Völkern vor, vgl. z. B. die Gründungssage von Karthago.

verfluchte sterbend ihre Tochter: „Du, Schlampe, sollst hundert Ellen tief in die Erde versinken!“ An der Stelle, wo die Tochter versunken sei, stehe eine Wache und eine Statue. Alle Jahrhundert komme die so verfluchte Tochter der Herrscherin von Riga aus der Unterwelt herauf, um zu fragen: „Ist Riga fertig?“ Würde man antworten: „Fertig!“ so würde Riga versinken und das ehemalige Reich der alten Herrscherin aufs neue erstehen. Um diesem Unglück vorzubeugen, habe man die Wache aufgestellt. (Aus der Sammlung der lettischen Sagen und Märchen von A. Lerchis-Buschfältis, Bd. VII, S. 1094).

Unterirdische Schätze liegen unter allen Burgruinen, selbst in Sümpfen und Seen in Lettland, wenn man der Sage Glauben schenken will. Kein Wunder, daß sie auch in Riga zu finden sind.

„Einmal habe der Schwedenkönig dem Küster der Domkirche von Riga seiner Vorräter Hut entwendet. Nach einiger Zeit verlangte der Küster den Hut zurück. Der Schwedenkönig antwortete: „Ich werde dir eine große Summe Geld geben, doch laß' mir deiner Vorräter Hut.“ Gut. Der König nahm nun die Schlüssel der Domkirche, führte den Küster in die Kirche, verband ihm die Augen, schloß eine andere Tür auf, und nun führte er ihn durch viele unterirdische Gänge — bald mußte er hinauf, bald hinuntersteigen. Endlich kamen sie an einen Ort, wo man nicht mehr atmen konnte. Dann stieß der Schwedenkönig einen Kiesel zurück, und man konnte wieder ganz leicht atmen. Sie gingen noch eine Weile, da kamen sie in die Schatzkammer. Der König nahm dem Küster die Binde weg, damit er die sichtbaren Wunder sehe. Da gab es auch zu sehen! Drei Korntasten waren mit Geld gefüllt: der eine mit Gold, der andere mit Silber und der dritte mit Kupfer. Ein Kupferwagen war auch da. Der Küster zog seinen Mantel aus und schaufelte ihn mit Gold voll. Der König führte ihn noch in eine weitere Kammer, deren Schränke voll mit Büchern waren. Ein großes, großes Buch war mit dicken Ketten verschlossen. Der König sagte: „Dieses Buch brauche ich mehr als alles andere!“ Dann verband er die Augen des Küsters wieder und führte ihn durch dieselben Gänge auf die Oberwelt hinaus.“

Der Schwedenkönig kommt wohl deshalb in der Sage vor, weil gerade die schwedischen Könige, wie Gustav Adolf, Karl X. und XI., für die Hebung der lettischen rechtlichen Lage viel getan haben, und man gedenkt ihrer noch heute. Das große Zauberbuch kommt auch in andern lettischen Sagen vor. Von Rigas Goldschätzen ist mehr als einmal in den lettischen Sagen und Märchen die Rede.

Riga wie jede aufblühende Stadt bot günstige Erwerbsmöglichkeiten. Und mancher Lette, der mit Bastchuhen nach Riga

kam, wurde ein steinreicher Mann. Das leichtere Leben in dieser Stadt beschäftigt auch das Volkslied. Nicht nur der Jüngling zieht nach Riga, um dort sein Glück zu suchen, sondern auch die Landtochter möchte gern dorthin:

Mütterlein, ich zieh' nach Riga,
Leichtes Leben ist in Riga:
Goldne Pforte, leichte Türen
Machen sich von selber auf!

Es ist möglich, daß die letzten zwei Verse (im Original: „gläserne Türen“) ironisch gemeint sind. Volkstümlich bedeutend bodenständiger spricht sich ein anderes Lied aus, das im ganzen Land sehr populär ist:

Dreimal ging ich stolz durch Riga,
Hatte bunte Schuhe an.
Rigas Töchter wollten gerne
Freien mich als ihren Herrn.

Krähten früh die Hähne Rigas,
Früh bestieg ich meinen Rahn,
Ließ die Töchter Rigas klingeln
Weiterhin mit ihrem Gold.

3. Die Düna.

Die Düna (lettisch: Daugawa) nimmt schon ihrer geographischen Lage zufolge den bedeutendsten Teil im Leben der Letten ein. Sie trennt das Volk in zwei Gruppen. Südlich liegt Kurland, nördlich bespülen die Wasser der Düna Livland und Latgal (der von den Letten bewohnte Teil im Gouvernement Witebsk). Kriege und geschichtlich entscheidende Momente spielten sich an den Ufern dieses Stromes ab. Die sozialen Beziehungen der Stammesverwandten vermittelte die Daugawa. Selbst den Liebenden vermag der Strom kein Hindernis zu schaffen. Der Livländer geht nach Kurland zu freien, wie das eine längere Romanze mitteilt:

Wehe, Windchen, treib das Bötchen,
Treibe mich nach Kurland hin!
Die Kurländerin versprach mir
Ja ihr schmuckes Töchterlein,
Hat versprochen, nicht gegeben,
Heißt mich einen Trinker gar,
Heißt mich einen großen Trinker,
Sagt, ich heß' die Pferde tot! usw.
(Andrejanoff)

Ein anderes zeugt von älteren Zeiten, als noch der Brautraub Sitte war:

Weißer Birkenwälder schimmern
Silbern jenseits breiter Düna —
Ach, ein Silberschmied entführte
Dorthin unser Schwesterlein!



Emil Bollmann, Winterthur.

Notkersegg bei St. Gallen.

Tempera.

Phot. H. Lind, Winterthur.

Die Düna bietet in ihrem Laufe viel malerische Abwechslung, was für die Dichtung nicht ohne Bedeutung, da in dem lettischen Volkslied besonders das malerische Schauen ausgeprägt ist. Bald sind ihre Ufer hoch und felsig, mit hundertjährigen Eichen oder Nadelholzwäldern bewachsen, bald fließt sie durch eine Ebene und tiefe Wälder, Wiesen und Ackerfelder schmücken die Gegenden beiderseits, bald schmiegte sie sich an Sandhügel, an Birken- oder Lindenhaine an. Die Liebe zur Gauja (der livländischen Na) ist lyrischer, inniger, doch die zu der Daugawa durchdringender, ehrerbietiger, imposanter. Allein schon die Zahl der Sagen, die sich hier abspielen, ist bedeutend. Besonders charakteristisch ist es, daß sehr viele mythologische Lieder mit der Düna verbunden sind. Der alte lettische Seelenkult klingt aus den Düna-Liedern wiederholt entgegen.

Daugawa mit schwarzen Neuglein
Fließt ganz schwarz bei Abendlicht:
Sollte sie nicht schwarz hinfließen,
Da sie teure Seelen birgt?

Allerdings sind die Sagen und Märchen viel bessere Zeugen dieses Volksglaubens. Die Seelen der Toten kommen und gehen in ihnen und inszenieren die sonderbarsten Abenteuer.

Die Sonnentöchter und die Gottes-söhne⁷⁾ sind aus den prosaischen Traditionen fast völlig verschwunden, dagegen im Volksliede fristen sie ihre poetische Existenz noch weiter. Ein beliebter Aufenthaltsort ist die Düna, was sich versteht, da das Volk sie nicht nur am Himmel (Nacht, Morgen- und Abendröte, Sterne ufs.), sondern ihr Antlitz auch im Wasser des stillen dahinfließenden Stromes sehen konnte⁸⁾. Es ist anzunehmen, daß auch große religiöse Feiern der Alteten an der Düna stattfanden. Nach der Auffassung der arbeitssamen Letten waren diese Götter keine Taugenichtse, sondern fleißig und arbeitssam, wie das bäuerliche Volk selbst. In einem Liede heißt es, daß die Gottes-söhne „mähen Heu“, wobei sie den Anfang „ihrer Mahde auf der Düna“ nehmen. Die Sonnentöchter helfen mit:

Wohin eilst du, Sonnentöchter,
Mit dem schönen Silberrechen?
Nach der Düna, Heu zu rechen,
Und dem Morgenstern entgegen.

Die Sonnentöchter verrichten aber auch andere weibliche Arbeiten an der Düna:

An der Düna Ufer krähte
Morgens früh der goldne Hahn,
Daß die Sonnentöchter kämen,
Seidenfäden abzuhäpeln.

Von den goldenen Fäden (Morgenröte) spricht noch ein anderes Lied. Der Spinner ist diesmal ein Würmlein, also ein Geist nach dem Seelenkult. Es ist möglich, daß die Sonnentöchter auch ihre irdischen Helfer hatte.

Was mag wohl so grelle schimmern
Dicht am Ufer der Daugawa?
Goldne Fäden spinnt ein Würmlein
Emsig mit dem goldnen Spinnrad.

Diese himmlischen Gestalten kennen sogar Liebesidyllen:

Sonnentöchter wanden Kränze
In dem Gärtlein roter Rosen,
Als die Söhne Gottes schauten
Durch die Blüten roten Mohns.

Lettisch:

Saules meitas kroņus pina
Sarkanroža darziņā;
Dieva deli lukojasi
Caur magoņu lapiņām.

Selbst der gewaltige Person (lit. und altpreuß. *Personos*), „der Herr der Winde, Wolken, des Donners und Blitzes, der König des Himmels“, beschäftigt sich oft mit der Düna und haust über ihr. Er wird auch „Schmied“ genannt, der im „Himmel schmiedet“, während „die Kohlen in die Düna fallen“. Da er mächtig und kriegerisch ist, steht er den Kriegern bei und verteidigt das Land vor dem Einbruch des Feindes. Es fällt nicht schwer, ein religiöses Gebet des alten livländischen Kriegers im folgenden Liede zu erkennen:

Donnre, donnre, lieber Person,
Spreng' die Brücke in die Düna:
Litauer und Polen kämen
Sonst ins Ländchen meiner Väter!

Die Düna selbst wird am meisten besungen, oft wird sie personifiziert. Sie wird getadelt und gelobt. Daß „krumme Weiden in der Düna wachsen, seien große Wellen und der Eisgang“ schuld. Sie soll geprahlt haben, daß sie nur „gerade fließe“, das sei aber nicht wahr, da sie, die

⁷⁾ Lettisch: „Saules meitas“ und „Dieva deli“.

⁸⁾ Vgl. hierzu Gustav Friedrichs, Grundlage, Entstehung und Deutung germ. Märchen, Mythen und Sagen; Leipzig, Heim, 1909.

Sängerin, in einer ihrer Biegungen das Vieh weide. Der Bursche führt sein schmuckes Pferd in die Düna zur Schwemme, der Fischer lobt sie des Fischreichtums wegen. Groß ist die Zahl der Lieder, in denen die Düna nur als Schauplatz spielt, hier ein Beispiel:

O Meislein, o Finklein,
Wo sind eure Jungen?
Jenseits der Düna
Im Eichenzweige.
Sagt, wer sie wieget,
Sagt, wer sie schaukelt?
Mutter-Wind wiegt sie,
Mutter-Wind schaukelt.

Die beliebte Staburagsfage, die von einer Braut erzählt, deren Bräutigam den Dünawellen zum Opfer gefallen und die aus Trauer zu einem Felsen geworden sei⁹⁾, hat auch ihre dichterische Prägung:

Staburadse weint gar traurig,
Wenn der Morgen neblig ist;
Scheint die liebe Sonne plötzlich,
Lächelt sie sofort vor Freude.

Die Hügel, Felsen und Nebenflüsse der Düna, doch besonders die alten Burgruinen an ihren Ufern sind in den lettischen Sagen und Märchen verschiedentlich gedeutet worden. Sie sind der Ausgangspunkt für allerlei Naturwunder und der Aufenthaltsort sagenhafter und mythischer Helden. Die deutsche Loreley kommt in der lettischen Sage in der Gestalt des „Düna-Teufels“ (A. Verchis-Puschkattis Bd. V, S. 383) vor. In seinen freien Stunden kammert sich der Teufel mit einem Ramm auf einem Felsstück in der Düna. Sobald er das Herannahen eines Bootfahrers erblickt, lockt er ihn in seine todbringende Falle. Der gewaltige Person ist über des Teufels Freveltaten höchst erzürnt, verkleidet sich als einfacher Mann, bittet einen Fischer, ihn mit dem Kahn zu dem Teufel zu führen. Kaum sind sie in des Teufels Nähe angekommen, schleudert Person einen Blickschlag auf den Bösen, der auf alle Zeiten verschwindet. Der Fischer erhält den Ramm als Belohnung und bleibt sein Leben lang ein reicher Mann. Von besonderem Interesse ist die lettische Schöpfungsfage¹⁰⁾: „Wie die

Düna entstanden ist“, die nicht nur für die naive Erklärung der Naturerscheinungen charakteristisch ist, sondern auch und vor allem von der moralischen Auffassung des arbeitsamen, die Einfachheit liebenden lettischen Landvolkes ein gutes Zeugnis ablegt.

„Als Gott alle Bäume, Tiere, Vögel, Fische geschaffen hatte, gab es noch keine Düna. Und Tiere und Vögel begannen in ihrem müßigen Freisein zu streiten. Gott gefiel das nicht, deshalb rief er alle Tiere und Vögel zur Arbeit: er befahl ihnen, die Düna zu graben. Dann kamen auch alle, gar alle ... Der Hase und der Fuchs, weil sie flinkere Beine hatten, fingen sofort an, den Lauf des Flusses zu messen. Der Hase lief voran, der Fuchs folgte den Spuren des Hasen und zog die Grenze mit seinem buschigen Schwanz. Der Maulwurf, der Erdenwühler, machte der gezogenen Grenze folgend, die erste Furche, der Dachs scharfte die Furche tiefer und weiter aus. Der Bär, bekannt als der Starke, schaufelte immer die Erde schößweise aus und schüttete sie in Haufen (deshalb gibt es Berge an den Ufern der Düna). Auch andere Tiere arbeiteten aus Leibeskräften, und auf diese Weise war das Bett der Düna schnell ausgegraben.

Gott kam nun, die getane Arbeit zu sehen, und nahm zuerst den Bären und den Maulwurf wahr, die, da sie soeben von der Arbeit kamen, über und über mit Erde und Schlamm bedeckt waren. Er lobte die beiden sehr als fleißige Arbeiter und ließ sie als Ehrenzeichen immer dieselben Kleider tragen. Auch der Wolf, der mit der Schnauze und mit den Pfoten geschafft hatte, durfte sie für immer schwarz behalten.

Unter den Vögeln zeichneten sich die Gans und die Ente durch ihren Fleiß aus, deshalb erlaubte ihnen Gott, in dem Flusse zu baden und zu schwimmen. Den andern Vögeln aber, die sich weniger gemüht hatten, erlaubte er nur, das Wasser des Flusses zu trinken.

Während nun Gott also mit diesen beschäftigt war, erhob er die Augen und sah ein Vöglein im Gezweige hüpfen und pfeifen. Das war der Pfingstvogel. Gott fragte ihn: „Was hüpfst du denn dort herum? Hast du denn nicht gearbeitet?“ „Wie soll ich so grobe Arbeit machen, da ich doch so feine Kleider an habe!“ antwortete der Pfingstvogel. „Ich stieg wohl in den Fluß hinunter, wollte zu arbeiten anfangen, da sah ich mich um: Wo ist denn meine gelbe Hose? Sie war ganz schmutzig geworden! Und da besann ich mich eines andern, und machte lieber gar nichts.“ „So, so,“ sprach Gott, „also bringt dir dein gelbes Kleid keinen Segen, sondern nur Böses. Gut! Behalte dann deinen gelben Rock und auch die schmutzige Hose (so, wie sie dort im Flusse geworden ist), doch nie darfst du frisches Wasser, weder aus einem Flusse, noch aus einem Quell oder Teiche trinken. Mit Tautropfen, die sich auf den Steinen befinden, sollst du deinen Durst löschen.“ Der Pfingstvogel muß noch heute die Strafe büßen. Wenn beim Herannahen des Gewitters alle andern Vögel schon schweigen,

⁹⁾ Der Staburags, ein schroffer Felsen an der Düna, befindet sich unweit von Stockmannshof; infolge einer unterirdischen Quelle tropft er ständig. Vgl. die Noobefage.

¹⁰⁾ A. Verchis-Puschkattis, Latvieschu tautas teikas un pasakas Bd. VI, S. 192.

ist er der einzige, der seine damalige Eitelkeit täglich beweint.

Als Gott den Pfingstvogel also bestraft hatte, kehrte er sich seitwärts und sah eine Biene im Sande rutschen. Er rief mitleidsvoll: „O mein armes Bienlein, wie du so im Sande rutschest!“ Allein die Biene öffte ihn in ihrem Uebermuth nach: „O mein almet Biendein, wie du so im Dande lutet!“ „Gut,“ sagte Gott, „wenn du mich so nachäffst, so soll dein Gesicht schief werden, so, wie du es beim Nachäffen zusammengezogen hast.“ Und siehe, die Biene hat noch heute ein schiefes Gesicht.

Endlich fragte Gott: „Aber wo bleibt denn der Krebs? Warum ist er gar nicht zu sehen?“ „Wie, hast du die Augen hinten, daß du mich nicht siehst?“ versetzte grob der Krebs. Für solche Antwort erhielt der Krebs eine schwere Strafe: er sollte die Augen für immer hinten haben.

Darauf goß Gott Wasser aus einem goldenen Becher in das Flußbett, zeigte dem Wasser an, nach welcher Richtung es laufen solle, und nannte den neuen Strom Daugawa.“

Julius Wehsof, Bern.

Der Heiligen Eifersucht.

Nachdruck verboten.

Ein Legendchen von Hans Bachmann, Zürich.

Daß die lieben Heiligen im Himmel von menschlichen Leidenschaften wieder heimgesucht werden, ist zwar selten der Fall, und wenn es vorkommt, geschieht es immer aus lauter Liebe zu den kleinen Menschenkindern. So erhob sich auch die Eifersucht zwischen den Heiligen Vincenz und Ursus nur darum, daß jeder allein einem Weltkinde die größern und bessern Gaben zuwenden wollte.

Das kleine Breneli Blumenschein war kaum zur Welt gekommen, als sich die Heiligen mit ihren Gaben nachts um zwölf Uhr vor dem Bettchen einstellten, wo das Kindlein schlief, und der heilige Ursus, ein schöner Greis mit einem weichen, weißen Barte wie aus lauter Schneeflocken, verhieß ihm als erster klaren Tugendssinn sein Leben lang und Vincenz, der tapfere Ritter im goldenen Harnisch, Glück fürs ganze Leben. Das gedachte Sanct Ursus zu überbieten und tat dazu die Gabe lichter Schönheit, nämlich eine Fülle langer, blonder Haare und blaue, brunnenklare Augen, wie alle Engel im Himmel haben. Da tat auch Sanct Vincenz ein übriges dazu und beschenkte es mit ungebeugter Lustigkeit, daß ihm alles zu einer Fröhlichkeit und Lustbarkeit ausschlagen sollte, die niemand nichts schaden würde; also würde ihm wohl sein wie den Vögeln in den Lüften. Aber der heilige Vincenz hob von neuem an und begabte es mit Fleiß, damit ihm alles, was es beginne, säuberlich gerate und daß kein Härchen weder dazuzutun noch davonzunehmen sei.

„Und ich verheiß dir noch, daß dich jedermann, der dich sieht, gern haben soll

und alle Welt Wohlgefallen an dir finde,“ sagte St. Vincenz.

„Nun ist es genug!“ sagte St. Ursus, und die Heiligen verschwanden. Das Kindlein aber in der Wiege lächelte und schlief zufrieden weiter.

Wäre es nicht Todsünde gewesen und den Heiligen unmöglich, so hätte sich St. Ursus an den Gaben des heiligen Vincenz geärgert; nun aber tat er es nicht, sondern beschloß, es so einzurichten, daß er der Patron des Mädchens würde. Im Dorfe befanden sich nämlich zwei Kapellen, von denen die eine St. Ursus, die andere dem heiligen Vincenz gehörte, und etwa in der Mitte dazwischen lag das Haus, in dem Breneli geboren worden war. Die Paten machten sich auch beizeiten auf den Weg und wollten das Kind zu St. Vincenz tragen; allein, als der heilige Ursus das sah, hemmte er die Glocke von St. Vincenz, und der Priester mochte ziehen, soviel er wollte, es läutete nicht. Inzwischen begann das Glöcklein von St. Ursus fröhlich zu klingen, und da auf der andern Seite alles still blieb, nahmen die Paten an, es sei kein Priester dort, und trugen das Kind zu St. Ursus. St. Vincenz aber nahm vom Himmel aus alles wahr und leitete geschwind den Bach, der mitten durch das Dorf floß, an rechter Stelle über die Ufer, daß niemand mehr durch konnte. Da kehrte der Zug zum zweiten Mal um und begab sich zur Kapelle des heiligen Vincenz, wo sie das Kind zu des Heiligen besonderer Freude taufte.

„Die Ehre magst du haben; aber das Kind lasse ich dennoch nicht,“ dachte St. Ursus und wartete die Jahre ab, bis